GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Ein Oscar für die beste Nebenrolle? : Zur Einflußlosigkeit von Frauen auf universitäre Strukturen

Hering, Sabine

1994

https://doi.org/10.25595/1626

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hering, Sabine: *Ein Oscar für die beste Nebenrolle? : Zur Einflußlosigkeit von Frauen auf universitäre Strukturen*, in: Metis : Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 3 (1994) Nr: 2, 67-71. DOI: https://doi.org/10.25595/1626.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

EIN OSCAR FÜR DIE BESTE NEBENROLLE?
Zur Einflußlosigkeit von Frauen auf universitäre Strukturen

Sabine Hering

"Wenn Frauen den Zugang zur homosozialen Männerwelt der Hochschulen bekommen, treten sie in eine für sie fremde kulturelle Umgebung ein. Ihr beruflicher Werdegang an der Hochschule entspricht daher, im Unterschied zu dem der Männer, nicht einer Fortsetzung des bisherigen Sozialisationsprozesses, sondern ist als Akkulturation, als Anpassung an eine fremde Kultur zu betrachten."[1] Gehen wir der Frage nach, warum - im Sinne des Zitats - Frauen noch immer als Fremd-Körper an deutschen Universitäten gelten, so sind vor allem zwei Gegenstandsbereiche einer näheren Betrachtung zu unterziehen: Zum einen die den Hochschulen eigenen Macht-, Konkurrenz- und Aufstiegsstrukturen - und zum anderen die diesbezüglichen, den Frauen über Jahrhunderte ansozialisierten Eigenschaften und Fähigkeiten.

Beginnen wir mit zwei grundsätzlichen Strukturmerkmalen des deutschen Hochschulwesens, die für unsere weitere Betrachtung von Bedeutung sein werden: Die Aufteilung in drei streng voneinander getrennte Blöcke - Dozentenschaft, Verwaltung und Studentenschaft - ist das erste dieser Strukturmerkmale. Die Trennung zwischen den Wissenschaftlern, der Verwaltung und den Studenten bewirkt eine klare Arbeitsteilung und eindeutige Kompetenz- und Inkompetenzzuschreibungen. Das zweite im Zusammenhang mit unserem Thema bedeutsame Strukturmerkmal ist die extreme hierarchische Ordnung: Standes- und Statusunterschiede spielen eine immense Rolle, Macht und Abhängigkeiten durchwirken fast alle Interaktionen. Der Umstand, daß diese Struktur kollegial und freiheitlich verbrämt wird, macht die Situation nur noch gewaltförmiger. Die Aneignung geistiger Leistungen ohne Namensnennung ist an der Tagesordnung - ebenso wie Demütigungen und die Ausbeutung von Arbeitsleistungen außerhalb des Dienstvertrages. Bis zur Habilitation und Berufung zum ordentlichen Professor steht praktisch jeder Wissenschaftler in Abhängigkeiten. Danach findet er sich im Gestrüpp der Konkurrenzkämpfe zwischen den Lehrstühlen wieder.

Es war eine Männerwelt, aus der diese Strukturen erwachsen sind - und die Regeln dieser Männerwelt prägen die Universitäten noch heute. Frauen sind

---

1 Carol Hagemann-White/Dagmar Schultz: Die Arbeitssituation von Frauen und Männern im Hochschuldienst aus der Sicht der Betroffenen, in: Töchter der Alma Mater a.a.O., S. 99-110.

angesichts der jahrhundertelangen Universitätsgeschichte, die ohne sie stattfand, Parvenues und Fremdkörper, die erst seit knapp 80 Jahren in den geweihten Hallen gesichtet werden.

Es kostete die Frauen in Deutschland lange und zähe Kämpfe, bis sie - über die von der Frauenbewegung eingerichteten Gymnasialkurse für Mädchen - ab 1908 endgültig offiziellen Einzug in die Universitäten halten durften. Und wir sollten nicht vergessen, wieviele Vorurteile die Frauen zu überwinden hatten, in welch festgefügte Strukturen sie sich hineinbegeben mußten, um der akademischen Weihen teilhaftig zu werden - ohne eine Chance, diese Strukturen nach ihren eigenen Maßstäben nachhaltig verändern zu können; und wieviel sie aufholen mußten, um aus der Rolle der ungebetenen und lange Zeit abgewiesenen Bittstellerin in die Rolle der gleichberechtigten Kollegin - auf welcher Ebene auch immer - zu kommen.

Daß eine gleichberechtigte Öffnung der Universitäten für die Frauen bis heute nicht vollzogen ist, zeigt ein kurzer Blick auf die Pyramide mit ihren nahezu 50% Studentinnen an der Basis bis zu den 5% Professorinnen an der Spitze ebenso wie die geschlechtsspezifische Aufgliederung des nichtwissenschaftlichen Personals mit seinem für sich selbst sprechenden Überhang an schlechtbezahlten Sekretärinnen und noch schlechter bezahlten Putzfrauen.

Der Tatbestand ist offensichtlich. Weniger offensichtlich sind die Ursachen, die diesen Tatbestand noch 80 Jahre nach Einführung der "Koedukation" an den deutschen Universitäten bewirken. Betrachten wir deshalb noch einmal die anfangs skizzierten universitären Strukturen unter der Fragestellung: welche Voraussetzungen brachten die Frauen damals mit, um sich in diesen Strukturen zurechtzufinden - und wie sind sie heute aufgrund ihrer Disposition auf den Überlebenskampf im Universitätsdschungel vorbereitet?

Bei der Prüfung dieser Fragen können wir davon ausgehen, daß die Frauen - wie alle Untersuchungen damals wie heute nachgewiesen haben - intellektuell mindestens so gut ausgestattet sind wie ihre Geschlechtspendants. Sie sind auch psychisch und physisch nicht anfälliger als Männer, werden nicht häufiger krank als diese und sind mindestens so allseits belastbar. Im Bereich der faktischen sach- und fachbezogenen Kompetenzen liegen die Schwierigkeiten also nicht.

Betrachten wir jedoch die extrafunktionale Ebene, will sagen: all jene Fähigkeiten, die zum Erwerb und zum Erhalt von Macht beitragen, war es zumindest damals schlecht um die Frauen bestellt: Als Bürgertöchter dem Arbeitsmarkt fremd und von den öffentlichen Positionen ausgeschlossen, kannten sie nur, wenn überhaupt, einen Konkurrenzkampf unter den Schwestern und gleichaltrigen Mädchen. Und Ziel dieses Konkurrenzkampfes war niemand anderes als der Mann als non plus ultra aller Bestrebungen und Wünsche und als "Lebensversicherung". Damit besaßen die Frauen denkbar schlechte Voraussetzungen für den Konkurrenzkampf an der Universität, in dem es ja nicht darum ging, Frauen zu verdrängen, um von Männern anerkannt zu werden, sondern gemeinsam mit Frauen neben den Männern, ggf. auch gegen männliche Ansprü-

che einen Platz zu behaupten. Obwohl die Frauen aufgrund ihrer Disposition die männlichen Kollegen nicht als Hindernisse ihrer Karriere sahen, wurden sie ihrerseits aber ganz grundsätzlich von den Männern als unliebsame Konkurrentinnen gesehen. Keine der vielen Beschwichtigungen der Frauen, sie hätten nicht die Absicht, die Männer zu verdrängen, wurde von männerlicher Seite auch nur mit dem Ansatz einer entsprechenden Solidaritätsbekundung beantwortet.

An dieser Konstellation hat sich bis heute wenig verändert, obwohl die Mädchen aufgrund der Koedukation in der Schule schon vom 7. Lebensjahr an die Chance haben, mit den Jungen um gute Noten zu konkurrieren. Allein: sie tun es nicht. Bis zur Pubertät sind den Mädchen ihre guten Noten eher peinlich - und danach sind sie fast erleichtert, wenn die Jungen mit gesteigertem Leistungsniveau an ihnen vorbeiziehen. Erst wenn die Männer "besser" sind, ist die Welt wieder in Ordnung. In Sachen Konkurrenz können die Männer also auf die typisch weiblichen Defekte zählen. Vor allem im Bereich der Quoten - dem einzigen Instrument, das die weibliche Ausgangsposition im Konkurrenzkampf verbessern würde - wirkt der Defekt so stark, daß Männer sich Mühe geben müssen, die Eigendenunzierungen der "Quotenfrauen" zu übertreffen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und betrachten wir den Bereich der Abhängigkeiten, der einen der wichtigsten Faktoren universitärer Interaktionen darstellt. Den Frauen, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts an die Universitäten strebten, sind Abhängigkeiten durchaus vertraut gewesen. Bis zu ihrer Verheiratung waren sie abhängig von ihrem Vater (nicht von ihren Eltern!); danach waren sie abhängig von ihrem Ehemann. Und selbst, wenn dieser starb, wurde ihnen in der Regel ein männlicher Vormund zugeteilt, damit jede eigenständige weibliche Entscheidung von vornherein ausgeschlossen werden konnte.

Derart ausgestattet, machte es den Frauen wenig Mühe, sich den hierarchischen Strukturen an der Universität zu unterwerfen. Man vergaß nur, ihnen zu sagen, daß man Abhängigkeiten nur so lange eingeht, wie sie Nutzen bringen. Und daß das Hauptaugenmerk darauf zu richten sei, möglichst viele andere Personen von sich selber abhängig zu machen. Die Frauen hingegen waren froh, wenn es überhaupt jemand gab, der sie unter seine Fittiche nahm, und dankten es mit lebenslanger Treue und Ergebenheit. Wie lange hat es z.B. gedauert, bis Rosa Luxemburg, die kühnste Theoretikerin der Jahrhundertwende, sich von ihrem Lehrmeister Leo Jogisches löste. Und wie schwer ist es Lise Meitner gefallen, aus dem Schatten Otto Hahns herauszutreten. Gar nicht zu reden von all jenen, die weniger qualifiziert und erfolgreich waren.

Heute haben die Frauen ihren eigenständigen Rechtsstatus zum Zeitpunkt ihrer Volljährigkeit; sie haben ihr eigenes Konto, das Sorgerecht über ihre Kinder, die freie Berufswahl etc. Dennoch wirken sie vielfach wie jener Soldat, von dem Heinrich Heine sagte, er sähe aus, als hätte er den Stock geschluckt, mit dem man ihn einstmals geschlagen. Die Frauen besitzen heute zwar alle äußeren Insignien der Unabhängigkeit, aber sie vermögen sich aus der Bindung an Autoritäten sehr viel schlechter zu lösen, als ihre männlichen Kollegen, die entlang der

gesamten abendländischen Tradition studieren konnten, daß zu einem ordentlichen Aufstieg auch immer das Hero-Killing bzw. der Vatermord gehören.

Der große Theoretiker des Vatermords, Sigmund Freud, hatte so große Angst davor, von seinen Schülern "zur Stecke gebracht" zu werden, daß er vorsorglich seinerseits seine Zöglinge schachmatt setzte[2]. Daß aber in der Regel der männliche Aufstieg zur Macht über die reale oder sinnbildliche Leiche der Vaterfigur führt, dokumentieren nicht nur die Shakespear'schen Königsdramen, sondern z.B. die massiven Angriffe der 68er auf ihre "Doktorväter", deren Lehrstühle sie inzwischen besitzen - oder auch so manche Mechanismen, die gegenwärtig zum "Generationswechsel" an den ehemaligen DDR-Universitäten führen.

Eine Gertrud Bäumer hingegen hätte ebensowenig gewagt, Hand an Friedrich Naumann zu legen wie etwa Lily Braun an ihren verehrten Mentor Werner Sombart. Ihre Schriften und Taten mögen an die ihrer "Meister" heranreichen - diese teilweise sogar übertreffen - deren Status haben sie nie erlangt.

Und so stehen die Frauen in den Universitäten auch heute noch abseits der Seilschaften und wundern sich, warum all die Kommilitonen, mit denen zusammen sie Examen gemacht haben, längst Professoren sind, während sie selber noch immer auf einer befristeten Qualifikationsstelle sitzen.

Auch die strikte Aufteilung in Blöcke sowie die damit verbundene Arbeitsteilung machte den Frauen zu schaffen und steht auch heute noch ihren sozialisationsbedingten ganzheitlicheren Lebens- und Arbeitsformen entgegen: Die Struktur, daß der eine nur denkt, während die andere nur tippt; der eine nur lehrt, während die anderen nur lernen, ist und bleibt den Frauen fremd, nicht zuletzt

---

2 Vgl. Helmut Junker: Von Freud in den Freudianern. Essays. Tübingen 1991.

Weitere Literaturhinweise:
Bärbel Clemens a.u. (Hg.): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung. Frankfurt/New York 1986.
Hedwig Dohm: Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau, Berlin 1874
Barbara Duka: Einfluß auf das "Schneckentempo"? Zu den Handlungsmöglichkeiten von Frauen in der Männerdomäne Hochschule, in: Anne Schlüter (Hg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, Pfaffenweiler 1992, S. 311-323.
Sabine Hering: "Es kommt drauf an, sie zu verändern..." Frauenforschung in universiären Einrichtungen. Ein Beitrag zur Enquete-Studie "Bildung 2000", Bonn 1991
Paul Julius Möbius: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, Halle 1900
Wilma Mohr: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich. Freiburg/Br. 1987.
Anne Schlüter (Hg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, Pfaffenweiler 1992.
Anne Schlüter/Annette Kuhn (Hg.): Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft. Düsseldorf 1986.
Kristine von Soden/Gaby Zipfel: 70 Jahre Frauenstudium, Frauen in der Wissenschaft. Köln 1979.
Heinrich v. Sybel: Über die Emanzipation der Frauen, Bonn 1870

deshalb, weil sie mehrheitlich die Tippenden und Lernenden sind, die Männer jedoch die Denkenden und Lehrenden.

Ausnahmen bestätigen auch in diesem Fall die Regel. Es gibt Frauen, die ihre akademische Karriere erfolgreich und relativ unbeschadet durchlaufen haben. Einige wenige. Und es gibt natürlich auch Männer, die mit dem "survival-of-the-fittest-Prinzip" Probleme habe und - nach Maßgabe der herrschenden Normen - im akademischen Betrieb scheitern. Der"normale" Mann ist jedoch im Vergleich zur "normalen" Frau durch Tradition und Sozialisation wesentlich besser auf die universitären Interaktionsformen vorbereitet.

Was für Konsequenzen haben wir nun aus diesem Befund zu ziehen? Ich denke, es bleibt nichts anderes übrig, als uns der akademischen Waffen zu bedienen, die wir im Rahmen unserer fachlichen Qualifikation erworben haben. Wir können - nicht im internen Zirkel, sondern hochschulöffentlich - analysieren und kritisieren, wie Konkurrenz und Machterhalt im universitären Bereich funktionieren - in der Hoffnung, daß die Herrschaftsmechanismen einen Teil ihrer Wirksamkeit verlieren, wenn man sie aufdeckt. D.h., wir müssen Expertinnen werden für Rechtsformen und deren Auslegungsweisen, für Verwaltungsstrukturen und deren Handhabung - wir müssen Mißbräuche erkennen und anprangern lernen. Wir müssen die uns umgebenden Herrschaftsstrukturen studieren, Arbeitsteilung auf ihre Funktionalität hin untersuchen und uns in unerschrockener Kritik derselben üben.

Und wir sollten noch etwas anderes tun: wir sollten unsere Außenseiterinnenrolle nicht nur in dem Sinne begreifen, daß wir doppelte Anstrengungen zu vollbringen haben, um an der Universität "etwas zu werden"; sondern wir können sie auch nutzen, um uns eine heilsame, entspannende Distanz zu dem Macht- und Aufstiegsszenario zu bewahren, in dem wir ohnehin nur eine Nebenrolle spielen. Wir können - sogar ab und zu mit Genuß! - einen Sinn für die Satire entwickeln, die vor unseren Augen tagtäglich inszeniert wird.

Denn: wir sind an die Universitäten gekommen, um einen Anteil zu haben an Wissenschaft und Fortschritt - auch, um unsere Persönlichkeit allseitig zu entfalten. Wir sind nicht gekommen, um uns um jeden Preis anzupassen an die Regeln einer jeder-gegen-jeden kämpfenden, nach außen aber fest zusammenhaltenden, Männergemeinschaft - und am Ende zwar nicht mit deren Ämtern und Ehren belohnt, wohl aber der Magengeschwüre und vorzeitigen Herzinfarkte teilhaftig zu werden.

Frauen sind an den Universitäten Außenseiterinnen - sie sind noch immer das "andere Geschlecht" - dieser Umstand ist zu kritisieren und zu bekämpfen. Er ist aber auch als Chance zu nutzen, nicht nur anders bewertet zu werden, sondern auch anders zu sein und anders zu handeln.